

## Der Bauberkeffan.

(Nachdruck verboten.)

3] Roman von Koloman Mikszáth.  
„Wer? Der Max? Wie kam er denn hin? Verberg er sich vor mir? Ich will doch warten, bis er herauskommt. Ich werde diesem Kerl schon zeigen! Zu Staub will ich ihn zermalmen. Vor einer Stunde gab ich ihm das Bügeleisen, damit er es wärme, denn noch heute muß ich den Mantel des Palaser Bürgermeisters nach Hause bringen, welcher darin mit einer Deputation morgen ins Neograder Komitat geht. Ich rufe jetzt in die Küche: „Max, bring' schon einmal das Bügeleisen!“ Aber weder Bügeleisen noch Max erscheint. Soll da der Mensch nicht vor Zorn bersten?“

Valentin Katona, der Kürschner, ergriff die Partei des Sohnes.

„Man kann einen erwachsenen Burschen nicht mehr als Schneidergesellen beschäftigen und mit dem Wärmen des Plätt-eisens quälen.“

„Kümmern Sie sich um Ihr eigenes Kalb,“ erwiderte der Schneider. „Was soll ich denn mit ihm anfangen? Früher oder später wird er ohnehin aufgehängt. Er schnüffel immer nach städtischen Angelegenheiten umher. Ich werde Dir schon städtische Angelegenheiten geben! Ich werde den Lumpen braun und blau schlagen.“

„Daraus wird nichts!“ warf Valentin Katona neuerdings ein, an das heutige große Verdienst des Jungen denkend. „Die Erde soll mich verschlingen, wenn ich ihn nicht züchtige.“

Valentin Katona wollte eben seinem in weicherem Material arbeitenden Kollegen erklären, wie Max in den Senat gelangte, als das Fenster des Berathungs-saales mit großem Lärm geöffnet wurde, und der wohllede Herr Gabriel Porokhoki „Berehrliches Volk der Stadt Kecskemet!“ mit Stentorstimme hinausrief, worauf Grabesstille eintrat. „Ich melde Euch im Namen des Senates, daß vom heutigen Tage angefangen, auf ein Jahr der wohllede und achtbare Herr Michael Vestnyak nach unseren Befehlen und Gewohnheiten zum Obergerichter der Stadt gewählt wurde.“

Ein Gemurmel der Ueberraschung ging durch die dicht gedrängte Menge.

Es gab zuerst ein Gelächter: „Hahaha! Michael Vestnyak! Hehehe!“

Aber bald begegneten diese Stimmen anderen, welche vielleicht aus Gewohnheit „Ejen“\*) schrien.

Und nach ihnen schlossen sich hunderte von Stimmen dem ersten „Ejen“ an und wuchsen zu einem breiten, durchdringenden Schrei an. . . . Wenn das erste „Ejen“ bescheidener und das erste „Hahaha“ frischer gewesen wäre, dann hätte sich das „Ejen“ getheilt, und das himmelstürmende Geschrei hätte jetzt so geklungen, wie das Lachen der Hölle: Hahaha, Hihih! Bei den stürmischen Ejenrufen ergoß sich das Volk aus den Gassen. Von allen Seiten liefen Neugierige herbei. Einige kamen mit Wasserkübeln und riefen: „Wo ist das Feuer?“ oder sie gebrauchten Fragen wie: „Was giebt's? Was ist geschehen?“

Das Thor des Stadthauses öffnete sich und die Senatoren traten zu zweien heraus, in der Mitte Michael Vestnyak.

„Er kommt! Er kommt!“ Es entstand ein fürchtbares Gedränge. Jedermann wollte ihm nahe kommen.

Er schritt stolz, würdevoll einher, wie wenn er nicht mehr der Michael wäre. Die Röthe der Jugend brannte auf seinen Wangen, die Augen ließ er lächelnd über die Menge schweifen, wie sich dies für ein Glückskind ziemt.

Ihm zur Seite schritten zwei Heiducken\*\*) mit hoherhobenen Stäben, gleichwie einstmal die Viktoren der römischen Konsuln. Das waren die Attribute der Macht.

Alein es war unserem wohlgeborenen Herrn Richter recht wohl zu gönnen — denn das zweiundzwanzigjährige Burschen in Hemdärmeln und abgeschabter Weste nahm sich unter den ansehnlichen Senatoren in silberknöpfigen Dolmans\*\*\*) etwas sonderbar aus. Vielleicht auch war gerade dies die Sehenswürdigkeit, ob welcher das Volk in Jauchzen ausbrach.

\*) Hoch!

\*\*) Komitats-Polizisten.

\*\*\*) Mänteln.

Der alte Vestnyak wurde bald bleich, bald purpurroth. „Mein Gott, mein Gott, träume ich denn?“ (Und dabei rieb er sich die kleinen grauen Augen, vielleicht auch wischte er eine vordringliche Thräne weg.) „Nachbar, stützen Sie mich!“ Und in der That wäre er zusammengesunken, hätte Valentin Katona ihn nicht aufrecht gehalten.

„Na, jetzt möge Ew. Wohlgeborenen den Obergerichter der Stadt mit dem spanischen Rohr bearbeiten, wenn Sie ein solch großer Potentat sind.“

Er antwortete nichts, allein der Stoß entfiel seiner kraftlosen Hand; er schloß die Augen, allein selbst im Dunkeln fühlte er das Nahen des Obergerichters; er sprang mit einem Satz, wie ein Hamster, auf ihn zu und bedeckte ihn mit der ungebügelten neuen Weste, welche noch die weißen Nähte und die Kreidestriche des Schneiders aufwies.

Die Menge nahm auch dies mit brausendem Beifall auf, nur Valentin Katona rief spottend aus: „Halloh! Gevatter Mathias! In welchem Kleid geht denn nunmehr der Palaser Bürgermeister nach Jület?“

Der alte Schneider antwortete in verbissenem Trost: „Er soll im Szür\*) dahin. Dazu ist er mir ein zu kleiner Mann, daß ich ihm eine Weste nähe.“

Und damit brach er sich, gleich einem wildgewordenen Stier, einen Weg durch die Menge, stürzte nach Hause, in den kleinen Garten vor seinem Häuschen, wo ein großer Birnbaum seine rostrothen Früchte begehrenswerth hängen ließ und seine mächtigen Zweige auf die Straße hinausstreckte. Rasch wie ein Eichhorn kletterte er bis zur Krone hinauf und wie wahnsinnig begann er an den oberen Zweigen zu rütteln. Die herrlich duftenden Birnen, seine eifersüchtig gehüteten Schätze fielen dicht in die Menge „Gzap, czup“, und die Kinder und Weiber warfen sich auf den Himmelsjegen, gleich wie das Volk sich auf das Gold stürzt, das der Oberstkämmerer bei der Krönung in die Luft streut. Auch bejahrte Männer beugten sich nieder nach den rollenden Birnen.

„Eset Euch toll und voll! Da habt Ihr eine Mahlzeit!“ schrie der Alte und rüttelte und schüttelte wild an dem alten Baum, so lange dieser auch nur eine einzige Birne trug.

. . . So beging er die Installation seines Sohnes.

## III.

Der erste Rausch der Obergerichterswahl war vorüber. Am dritten Tag war das Publikum ernüchert.

„Es war doch nur eine Dummheit,“ sagte man. „Ein wahrhaftiger Fäuchingsfcherz.“

„Man macht die Stadt lächerlich!“ ließen manche sich vernehmen.

„Das haben die Pfiffikusse, die Senatoren gethan, damit sie ihrer eigenen lieben Haut zum Winterchlaf verhelfen.“

Hier und dort brach auch der Aerger hervor, verrieth sich der Neid, und ließ die Unzufriedenheit eine ihrer Blüten sehen.

Allein die nüchternen Machthaber beeilten sich, den neuen Obergerichter anzuerkennen.

Büfikator Aga schrieb ihm einen freundlichen Brief aus „der wohlgehüteten Festung Szolnok“, daß er sein Amt mit einer edlen That beginnen könnte, wenn er die bei ihm, dem Aga, befindlichen beiden Einsiedler auslösen wollte.

Herr Stefan Csuda bat in ziemlich freundlichem Tone um vier Wagenladungen Brot.

Nur der Vertrauensmann des Ofner Keimakam, Halil Effendi, der nach Kecskemet kam, um hier Steuerangelegenheiten zu ordnen, fuhr im Stadthause müthend auf, daß man ihn mit einem bartlosen Jüngling unterhandeln lasse, worauf der Obergerichter sich auf den Fersen umdrehte und die Thür bestig zuwarf. Einige Minuten später erschien der Heiducke Putnyó, einen alten Ziegenbock am Stride nach sich schleppend.

„Was willst Du mit dem dummen Vieh, Du ungläubiaer Hund?“

„Ich brachte es auf Befehl des Herrn Obergerichters. Der Herr möge mit dem Bock da unterhandeln, der hat einen Bart.“

Dieser Trumpf gefiel in Kecskemet, und die Waage sank zu Gunsten Miska's.

\*) Eine Art Weste.

„Das wird ein Mann! Der läßt nicht mit sich umspringen. Er hat's dem Effendi tüchtig gegeben. Einen solchen Oberrichter hatten wir noch nicht.“ Und sie beobachteten ihn seither sehr aufmerksam, was wohl aus ihm werden würde. Und richtig brachte fast jeder Tag der öffentlichen Meinung eine kleine Delikatesse. Man erzählte sich, der Oberrichter habe den Goldschmied Johann Batogh und den aus Kronstadt hierher verschlagenen berühmten Goldschmied Wenzel Walter zu sich berufen: sie mögen eine Peitche anfertigen, deren Griff aus reinem Gold sein solle, ausgelegt mit Topasen, Smaragden und anderen strahlenden Edelsteinen, ferner einen Filigran-Fokosch, dessen Stiel gleichfalls Gold und dessen Scheide reines Silber sein müsse. Sie mögen den Tag nicht für die Nacht ansehen, sie mögen's vielmehr umgekehrt thun. Diese beiden werthvollen Dinge verschlangen eine Million. Am folgenden Sonntag gingen die Richter und die beiden Senatoren sämtliche Geschäftsläden durch und kauften den gesammelten Vorrath an nationalfarbenen Bändern auf, alsdann fuhrn sie mit den vier Pferden der Stadt nach dem „Szikra“ hinaus. Der Szikra ist die Sahara der Stadt Kecskestet. Ein Meer aus Sand. Seither haben die Esel dort Bäume gepflanzt, damals war der Sand noch frei, er wanderte und rollte in hohen, wilden Wellen, nach seinem Gefallen ins Unendliche. Ringsumher auf einem unendlichen Gebiete weder Wasser, noch Pflanze; die Sonne sendet ihre Strahlen in lilienweißer Farbe auf die Milliarden winziger Sandkörner, welche sich in augenblendender Schnelligkeit bewegen, wie wenn Tausende unsichtbarer Wesen unaufhörlich arbeiten würden, oder nur der Sonnenstrahl sich auf ihnen bewegt und umherspringt. Von einem Thier, einem lebenden Wesen ist keine Spur vorhanden. Dieses Landgebiet kann nicht einmal einen kleinen Maulwurf hervorbringen. Denn dieses Gebiet ist nur auf der Durchreise begriffen. Hier kann niemand zu Hause sein, da die Erde selbst nicht zu Hause ist. Auch ein Maulwurf liebt es, wenn er seinen Bau verläßt, ihn wieder vorzufinden. Ei, wer würde es versuchen, hier auch nur einen einzigen Sandhügel zu bezeichnen, den er morgen wiederfindet? Die Hügel ziehen fort wie der unstäte Wanderer, sie lösen sich und bilden sich an anderer Stelle wieder. . . . Es herrscht tiefe Todtenstille. Nur zuweilen zwitschert eine Schwalbe oben in der Luft, welche es nicht verschmäht, dort vorbeizufliegen. Weit, sehr weit schnattert ein Wildentenpaar. Dort ist irgendwo ein Weiher. Wenn die Sonne aufgeht, ringt sie sich aus einem Sandhügel empor und sinkt am Abend wieder auf einen Sandhügel herab. Die Sonne selbst erscheint als ein glänzender Sandhügel, dessen goldener Staub aus der Höhe auf die graubraune einförmige Welt herabweht. Lange, lange muß man wandern, bis endlich unwillkürlich ein Freudenschrei auf die Lippen kommt. Jetzt kann das Wasser schon nicht mehr weit sein. Zwischen zwerghaften Weiden windet sich die romantische Theiß. Links erglänzt eine kleine Hütte. Leppige Weiden breiten sich hinter ihr aus, mit wehendem Röhrrieh. Den Oberrichter interessirte das Leben der Pusten; er betrachtete alles der Reihe nach. Dann befahl er den Ochsen- und Pferdehirten, daß von heute in vier Wochen bei Sonnenanfang hundert schön gehörnte weiße Ochsen und fünfzig der fehlerfreiesten Hengste, deren Mähnen mit Bändern geschmückt, vor dem Stadthause stehen müssen. Auch von den Hörnern der Ochsen sollen Bänder herabwehen. Diese Verfügung blieb nicht geheim, sobald die Herren nach Hause kamen, und wenn es schon damals in Kecskestet Zeitungen gegeben haben würde, so hätte der verantwortliche Redakteur diese Nachricht im Entresslet veröffentlicht. So aber sprachen die Bürger nur bei den Weinhumpen davon: „Goldener Fokos! Mit nationalfarbigen Bändern geschmückte Ochsen und Pferde! Vielleicht will der Sohn des Königs sich bei der edlen Stadt als Hirt verdingen. Aber noch größer wurde das Staunen am anderen Tage, als Gyurka Pintnö es bei Trommelwirbel in den Hauptgassen mit seiner groben Stimme verkündete:

„Drum! Drum! Es wird allen jenen, welche es betrifft, kundgegeben!“ Hier pflegte in der Regel der trommelrührende Gyurka eine Pause zu machen und seinen einem Seltnerie ähnlichen Kopf zur Seite zu neigen, wie eine traurige Gans, aber so geschickt, daß sein Mund bis an den Rand der in der inneren Tasche seines Dolmans verborgenen Holzlasche kam, aus welcher er einen guten Schluck that und dann mit durchnäher Kehlen donnernd fortfuhr: „Daß, wer die Gemahlin des türkischen Kaisers werden will, sich bis Sonntag bei dem wohlledlen Herrn Oberrichter melden soll.“

(Fortsetzung folgt.)

## Dom Bier.

Wer kennt ihn nicht, den so gemüthlich drein blickenden Herrn mit der Krone auf dem Haupt, den schäumenden Becher in der Hand? Der Erfinder des Bieres heißt er, König Gambrinus. Und die entschiedensten Gegner der Monarchie in Vergangenheit und Gegenwart werden ihm schon freundlich zugeneigt haben, wenn sie bei einem guten Glase Bier sein Bild sahen, das ihnen ein Wohl bekomms! zuzurufen schien.

Aber dieser geschiedte König existirt nur in der Sage, in der es ja überhaupt von geschiedten Königen wimmelt! Schon zwei Jahrtausende vor Christi Geburt bereiteten die Ägypter aus gekleimter Gerste ein Getränk; von Ägypten aus wanderte es mit den semitischen Völkern die Küsten des Mittelmeeres entlang nach Palästina zu den Juden und mit diesen nach Griechenland und Spanien. 800 Jahre vor Christi berichten griechische Dichter von einem Gerstenwein, der „Zythos“ hieß. Das Mönchen des Alterthums aber, beruhmt durch seinen Durst wie sein vortreffliches Gebäu, war die alte ägyptische Stadt Pelsunum, weshalb das Bier auch das „pelsunische Getränk“ hieß.

Von Spanien zog die Kunst des Gerstenbrauens mit dem Volke der Kelten nach Gallien, dem heutigen Frankreich, und zu den Germanen, bei denen Tacitus bereits ein Gerstengeränke kennt. Mit den Handelsschiffen Roms kam es nach dem Norden Europa's; dort, wo der Wein nicht gedieh, wurde es erst recht willkommen geheißen. Die Brauer bildeten bald eine stattliche Zunft; die zu ihr gehörten, verfügten über starke Knochen und kräftige Häute, wie sie der schwere Beruf erforderte. Kein Wunder daher, daß die Fürsten, welche von jeher eine Vorliebe für solch kräftige Freunde haben, ihnen gern Privilegien gewährten, wenn jene ihnen dafür ihre Knochen zur Verfügung stellten.

Der Sohn der schwarzen Margarethe von Brabant, der Herzog Johann I. von Flandern (1251—1294), der mit Limburg in Fehde lag, hatte die reiche Brauergilde für sich gewonnen; die kräftigen Gesellen halfen ihm 1288 bei Wöringen Limburg erobern, und für die reichen Privilegien, die er dafür den Meistern gab, hingen ihnen diese in der Gildenstube zu Brüssel auf, das heißt: im Bilde. Im Brabanter Latein hieß Herzog Johann I. Jan primus — als König Gambrinus errang er die Unsterblichkeit.

Um dieselbe Zeit war die Bierbrauerei auch in Deutschland schon verbreitet, aber nur im Norden; der Süden trank Wein. Zittau befahl 1390 die größte Brauerei; in ihrem kupfernen Kessel konnten 600 Viter auf einmal gebraut werden, was damals als eine Riesenleistung angestaut wurde. Erst im 15. Jahrhundert begann in Bayern die Brauerei in größerem Umfange.

Inzwischen war das süße Getränk, das aus gekleimter Gerste sich bildete, durch ein bitteres Kränklein gewürzt worden. Allenmäßig steht erst seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. fest, daß Hopfen dazu diene — die Alten sind Steuerlisten, und gegen diese giebt es keinen Einwand historischer Unzuverlässigkeit. Das bayerische Klosterlist Freysing war es, das den Hopfenzins zahlte. Die ersten Hopfenkulturen entstanden ebenfalls in Bayern, bis dahin hatte man den wilden Hopfen benutzt. Die Klöster, damals die Zustuchtsstätte aller Kunst und Wissenschaft, brauten auch das Bier; wo das Bürgerthum in den Städten erstarkte, errang es die Braugerechtigkeit, — und die Bierpantcherei, wie eine Verordnung der Nürnberger Stadtbriegerkeit aus dem 18. Jahrhundert beweist, die den Gebrauch von Gerste befahl, den von Haffer, Dinkel, Roggen und Weizen verbot. In England braute man Weizenbier, das vom 15. Jahrhundert ab in Deutschland nachgeahmt und zum Weizenbier wurde.

Seit Mitte dieses Jahrhunderts hat sich, wie auf so vielen Gebieten, die Umwandlung des kleinen handwerksmäßigen Braubetriebes zum maschinellen Großbetrieb vollzogen. Die Technik wie die Chemie wetteifern, die Braunkunst auszubilden und heute befindet sie sich sowohl dem Umfang der Brauereien wie der Ausnützung des Materials nach auf einer respektablen Höhe, was aber nicht hindert, daß bei weitem mehr schlechtes oder wenigstens sehr mäßig wohlgeschmeckendes Bier gebraut wird wie früher. Daran ist aber nicht der Fortschritt der Technik schuld, sondern die Jagd nach den Dividenden. Und diese ist es, welche besonders in Norddeutschland in Folge der hier schlechten Biersteuererhebung den Stoßseufzer erzwingt: Hopfen und Malz, Volk erhalt's!

Erhalten heißt hier nicht behalten, sondern bekommen! In Norddeutschland genießen wir nämlich durchaus nicht wie in Süddeutschland ein Getränk, das nur aus Hopfen, Malz, Wasser und Hefe gebraut ist, wie das bayerische Braugesetz vorschreibt. Unsere nordischen Finanzminister in den Regierungen haben es vielmehr für zulässig erklärt, das Bier zu verfälschen, wenn es nur der Steuerbehörde gemeldet wird. Eine Verfälschung ist es, wenn außer Gerste noch andere Mehl- und Zuckerstoffe verwendet werden. Im norddeutschen Brauereigebiet aber ist es zulässig, außer Gerste noch Malz-Surrogate (Erfahmittel) zu verwenden, als da sind: Reis, Kartoffelzucker, Kartoffelstärke, Kartoffelsyrup. Die Verwendung der Surrogate steigt dabei von Jahr zu Jahr; 1872/73 betrug sie 3,1 Millionen Kilogr., 1895/96 bereits 11,9 Mill. Kilogr., also fast das Vierfache, während der Getreideverbrauch von 424 Mill. Kilogramm nur auf 703 Mill. Kilogramm stieg, also auf nur etwas mehr als das anderthalbfache.

Die Vertheidiger dieser Pantcherei sagen nun, die Surrogate würden nur zu obergährigem (leichtem) Bier verbraucht. Die

Statistik antwortet: Von 1872 bis 1895 ist die Produktion obergährigen Bieres von 842 auf 788 Mill. Liter gesunken, während sich der Surrogatverbrauch vervierfachte! Das Bier ist nicht stärker geworden — folglich werden die Surrogate zur Produktion untergährigen Bieres benutzt. Die Statistik beweist auch dies. Das untergährige Bier blieb in seiner Stärke seit 1872 ziemlich gleich; damals wurden 407 Mill. Kilogramm Getreide verbraucht, um 11,2 Millionen Liter untergähriges Bier herzustellen. Aus den 1895/96 verwendeten 703 Millionen Kilogramm Getreide hätten demnach nur 19,3 Millionen Liter Bier gebraut werden können. Es wurden aber 29,8 Millionen Liter, also 10,5 Liter mehr gebraut! Und dazu dienen — die Surrogate!

Das dies ein grober Unfug ist, der beseitigt werden muß, sah der Reichstag auch ein, als er von sozialdemokratischer Seite darauf hingewiesen wurde; am 28. März 1895 — dem Tage der Verweigerung der Bismarckhuldigung — nahm er einstimmig die sozialdemokratische Resolution an, welche Malz, Wasser, Hopfen und Hefe für die Bierbereitung vorschreibt und die Surrogate verbietet. Der damalige Finanzminister, Graf Posadowsky, meinte aber, diese Anordnung könne nur geschehen, wenn die Steuer für Malz erhöht würde!

Das dadurch das Bier versteuert und damit wieder dem Umschlag der Branntweinsteuer die Wege geebnet werden, hat auf die Plasmacherei zu Gunsten des Militärmolochs keinen Einfluß.

Hauptsächlich ist es der Keiz, der als Surrogat zur Verwendung kommt. Reis ist ein ganz gesundes Nahrungsmittel, aber er giebt nicht das Getränk, das als Bier herkömmlich gilt und mit gutem Recht als Malz gebraut gefordert wird.

Malz kann nur aus Getreide bereitet werden, dessen Keimkraft noch nicht erdötet ist; am besten ist das Gerstenmalz zur Bierbereitung. Man erhält es, wenn gesunde, lebenskräftige Gerste erst gewaschen, dann in Wasser bei 10—15 Grad Celsius 60—120 Stunden eingeweicht, gequell und nach einiger Zeit in einem dunkeln aber luftigen und kühlen Raum, der Malztemne, in dünnen Schichten ausgebreitet wird. Die Gerste fängt dann an zu keimen, sie „spizt“, es bilden sich an einem Ende des Kornes die Würzelchen, am anderen Ende kommt der Keim hervor. Damit auch alle Gerstenkörner gleichmäßig keimen, und nicht die an der Oberfläche des Hauses liegenden im Wachstum zurückbleiben, weil sie kälter werden als die, welche in der Luft sich befinden und durch das Keimen Wärme entwickeln, werden die Häuser von Zeit zu Zeit umgeschaukelt, gewidert, wozu eine gewisse Geschicklichkeit gehört, da die oben liegenden Körner zu unterst und die untersten zu oberst kommen müssen. Anfänglich hält man die Häuser hoch und dicht, so daß sie schweigen, dann immer niedriger — sie werden ausgezogen, damit die Temperatur nicht über 23 Grad Celsius steigt. Nach 7 bis 9 Tagen wird das Keimenlassen beendet, der Blattkeim darf sich nicht außerhalb des Kornes entwickeln. Das „Grünmalz“, wie jetzt das gekeimte Korn heißt, wird nun auseinandergezogen; man läßt es bei gewöhnlicher Temperatur auf einem Trockenboden, Schwelke, trocknen. Sobald Schimmel oder Spaltpilze sich infolge Unsauberkeit der Malztemne entwickelten, ist das Grünmalz dumpfig oder sauer und giebt schlechtes Bier. Die Anwendung von Maschinen zur Bereitung des Grünmalzes ist noch nicht eingebürgert, weil die Behandlung der Gerste, die sich nach deren Eigenschaften zu richten hat, von Maschinen weniger sorgfältig vorgenommen werden kann. Aber fast völlig mit Maschinen geschieht, wenigstens im Großbetrieb, die weitere Behandlung des Schwelkmalzes. Dieses ist zur Bierbereitung unbrauchbar; es dient nur zur Branntweinbereitung. Biermalz muß erst gedarrt werden, d. h. bei höheren Temperaturen getrocknet und geröstet. Dabei färbt es sich gelb bis bräunlich und bekommt einen aromatischen Geschmack. Das Darrmalz darf aber nicht so stark erhitzt sein, da sonst seine Lebenskraft völlig erdötet wird. Wohl sind die Würzeln und Blattkeime weggeröstet, aber im Korn schlummert noch eine Kraft, ein chemischer Körper, der im Stande ist, Mehl in Zucker zu verwandeln.

Danach heißt es Verwandler, Umsteller, auf griechisch: Das Diastase oder die Diastase. Diese diastatische Kraft des Malzes tritt in Thätigkeit, wenn warmes Wasser hinzukommt. Deshalb zerbricht, schrotet, man das Malzkorn und mischt, maischt, es mit warmem Wasser; dabei wird durch das warme Wasser das Stärkemehl zum Quellen gebracht und durch die Diastase verzuclert. Je nach der Temperatur und der Dauer des Maischens bilden sich verschiedene Zuckerarten und zuckerähnliche Stoffe: zuerst entsteht Dextrin, das fast gar nicht süßlich schmeckt und gar nicht vergärt, dann Isomaltose, die ebenfalls nicht vergärt, aber intensiv süß schmeckt, dann Maltose, Maltzucker, süß schmeckend und vergärend; dieselben Eigenschaften haben die später entstehenden Dextrose, Traubenzucker, ferner das süßste Produkt, die Lävulose, Schleimzucker, und das sechste die Saccharose, Rohrzucker.

Je nach der Art des Brauens und der des gewünschten Bieres erzielt man mehr oder weniger Isomaltose und Dextrin, von denen die vollwärtigen, extraktreichen, süßen Biere mehr besitzen als die stärker vergorenen, weniger Extrakt, mehr Alkohol enthaltenden Biere. Wenn kein Mehl mehr in der Maische vorhanden ist, also die Diastase alles gelöst hat, wird der Gerstensaft, die

Würze, von den Schalen, den Trebern, getrennt, indem man sie klar ablaufen läßt, abläutert. Die Treber dienen als nahrhaftes Viehfutter. Die Würze wird eingekocht, gesotten, um sie gehaltreicher zu machen und die in ihr gelösten Eiweißstoffe zum theil zu entfernen, indem diese beim Kochen gerinnen. Gleichzeitig setzt man dem Sud, der siedenden Würze, Hopfen zu, die Fruchtzapfen der weiblichen Hopfenpflanze, deren Oelbrühen ein gelbliches Pulver, das Hopfenbitter, Hopfenmehl, ausscheiden. Das Kochen der Würze mit dem Hopfen, der ihr den angenehmen bitteren Geschmack giebt, dauert so lange, bis der „Bruch“ eintritt, d. h. großflockige Ausscheidungen von Eiweiß sich bilden, zwischen denen die blanke Würze sich zeigt.

Nun wird die Würze rasch gekühlt, in alter Zeit auf freien Kühltischen, großen flachen Gefäßen, jetzt vor Ansteckung durch Spaltpilze geschützt in Kühltaschen. Auf dem Wege zum Kühler läuft die Würze über den Hopfenseiber, der die ausgekochten Dolden zurückhält. Beim Kühlen scheiden sich die ausgeschiedenen Flocken als Kühltgelerde ab; ist der Sud gerathen, so muß die Würze vom Geläger blank ablaufen. Nun kommt sie in die Gärkeller, wo sie mit Hefe versetzt wird.

(Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

— Eine Hexengeschichte aus Galizien. Der in Lemberg erscheinende Kurier Wrowski veröffentlicht einen merkwürdigen amtlichen Rapport, welcher seitens des Landes-Gendarmerie-Kommandos der Bezirkshauptmannschaft in Kolbuszowa zugegangen ist. Danach soll der Grundbesitzer Andreas Chorjempa in Mienadowla bei Sokolon die Anzeige erstattet haben, daß seine 13jährige Tochter Johanna „vom Teufel besessen sei“ und stounerregende, ganz unglaubliche Allotria treibe. Sogar die Intervention des Ortgeistlichen hätte keinen Erfolg gehabt; der Propst habe sich an das Gendarmerieposten-Kommando mit der Bitte gewendet, die Sache zu untersuchen, bevor der Fall einer höheren Kirchenbehörde gemeldet werde. Gendarmerie-Wachmeister Beigel, Postenführer Raab und Gendarm Strentowicz begaben sich infolge dessen in die Wohnung Chorjempa's, wo sie in der Zeit von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends Recherchen pflogen. Sie untersuchten gründlich das Haus und den Dachboden, worauf sie sich in das Zimmer versetzten, in welchem das Mädchen in der Nähe des Fensters saß. Das Mädchen wurde genau überwacht, nichtsdestoweniger sei bald ein förmlicher Hexensabbath losgegangen. Rüden und Erdäpfel begannen wie lebende Wesen im Zimmer herumzufliegen, eiserne Töpfe sprangen daselbst herum, den Gendarmen, welche das Mädchen in die Mitte nahmen, wurden die Hüte durch das eigenartige Rüdenbombardement eingedrückt. Dem Wachmeister Beigel habe die Geistlichkeit erklärt, daß die geschilderten Erscheinungen dem Wirken überirdischer Kräfte zuzuschreiben seien. Bei der Bevölkerung gelte auch Johanna Chorjempa als verhext. Damit nun dem Mädchen und dessen Angehörigen von seite der abergläubischen Menge kein Leid geschehe, seien die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln getroffen worden.

— Der Eifelturm dreht sich. In der letzten Sitzung der Académie des Sciences in Paris machte Herr Vassot interessante Mittheilungen über die Bewegungen des Eifelturms infolge der Temperaturveränderung. Die enorme Eisenmasse des Thurmes dehnt sich jetzt im Winter von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang derart aus und zieht sich während der Nacht derart wieder zusammen, daß bei der Laterne des obersten Stockwerks („Sommet“) täglich eine Drehung des Thurmes von 10 Zentimeter beobachtet werden kann. Der Blickleiter auf der Spitze, der höchste Punkt des Thurmes, befindet sich dementsprechend in beständiger Bewegung.

### Theater.

— Das Aufführungs-Verbot von Sudermann's „Johannes“ ist, nachdem sich der Verfasser zu einigen kleinen Änderungen bereit erklärt hat, aufgehoben worden. Die Erstaufführung am „Deutschen Theater“ wird im Januar erfolgen.

### Musik.

— or. — Königliches Opernhaus. Mozart: Zyklus. 4. Abend: „Figaro's Hochzeit.“ Neidvolle Mißgunst und nie verlegene Intrigue waren die Mittel, mit denen die Wiener italienische Opernpartei, mit Salieri an der Spitze, den beispiellosen Erfolg des deutschen „Singpiels“, „die Entführung aus dem Serail“ nicht zur Ausnützung gelangen ließ. Der glühende Wunsch Mozarts, die Gegner mit den eigenen Waffen zu schlagen, war für seine Absicht, wieder eine neue Oper in italienischer Sprache zu schreiben, maßgebend und fand die glücklichste Unterstützung durch ein „Büchel“ des damals beliebten Operntext-Dichters Felice Romo da Ponte, welcher dem Meister „Figaro's Hochzeit“ als fertiges Libretto zur musikalischen Ausarbeitung übergab. Ein glühender Feuersreifer bemächtigte sich Mozarts, als er der Sphäre des satirischen Revolutionslustspiels Beaumarchais' nähertrat. Die musikalisch-dramatischen Vorzüge des Stückes, welches seinen Geist und sein Gemüth, seinen Humor und sein hohes Können zu voller Spannkraft anregte, gab ihm Gelegenheit, seine Meisterschaft nach allen Seiten hin aufs glänzendste zu entfalten. So kam jenes Werk zu stande, in welchem Kraft einer leuchtenden musikalischen

Genialität die leichtlebige und leichtsinnige Unlauterkeit einer bestimmten Zeitperode in die klare Sphäre der wirklichen Natur des Menschenthums erhoben und zum Wilde des, dem Spott und Mitleid preisgegebenen schwachen Menschen geformt wurde. Der Gefahr, durch die gewagte, unverhüllte Sinnlichkeit des Stoffes zu verleben, wich Mozart durch die, den Franzencharakteren verliehene Empfindungsreinheit und Seelenkuschheit aus. Und immer wieder, so oft die unsterblichen Arien „Bill der Herr Graf ein Länzlein wagen“, „Dort vergiß leises Flehen“, „Neue Freuden, neue Schmerzen“, „Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt“, ertönen und die Universalität der in Mozart's Tonwelt lebenden Empfindungen bekunden, taucht jenes vom Strahl des Genius durchleuchtete Gesicht des Meisters vor uns auf, von dem der damalige Sänger Kelly so schön sagte: „Es ist ebenso unmöglich es zu beschreiben, als Sonnenstrahlen zu malen.“ — Die Dankbarkeit ihrer Aufgaben ließ die diesmalige Darbietung bis auf wenige Ausnahmen völlig ausgenommen. Von allen guten Geistern des Humors, des Geschmacks und der gesanglichen Durchführung verlassen schien der „Figaro“ des gastfreundlichen Herrn Keller. Er verbreitete deifillirte Langeweile, welche sogar beleidigte, als der Gast sich nicht einmal im Besitze des rein mechanischen Auswendig-Könnens seiner Partie zeigte. Fr. Dietrich ist eine ebenso spielmuntere Suzanne, als Fr. Hiedler eine vornehm anmuthige Gräfin; aber von der idealen Abgeläutheit Mozart'scher Melodienführung ist nur ein sehr schwaches Echo aus ihrem Gesänge zu vernehmen. Der leichtlebige, in seiner erotischen Schwärmerei überschäumende Page Cherubin des Fr. Rothhauser, der gesanglich und schauspielerisch gleich vollwerthige Graf Almaviva des Herrn Hoffmann und der drassische Bassilo des Herrn Lieban waren Gestalten, welche vom Geiste des Meisters getragen schienen. Der Abend schlich in matter Schwerfälligkeit dahin; es war kein „Figaro“ und keine „folle journée“, kein toller Tag! —

**Kunst.**

nd. Der deutsche Kunstverein hat für die Tage bis zum 11. d. M. bei Keller und Meiner eine Ausstellung seiner diesjährigen Ankäufe veranstaltet. Sie könnten alle ins akademische Paradies kommen, ohne dort die Ruhe erheblich zu stören. Man muß es darum hoch anrechnen, daß, wenn auch nicht Gemälde, so doch eine Mappe mit Stichen der Worpzweber angekauft worden ist. Diese frische, nordwestdeutsche Künstlergruppe bringt Ausschnitte aus ihrem „stillen Winkel“, die auf den Blättern wirken, als wären sie gezeichnet und nicht gedruckt. Die Worpzweber, und unter ihnen vor allen Madensen und Overbeck, lehren uns die malerische Größe des Dorfes der Ebene. — Von den Gemälden wären des bekannten Waldmalers Flicke „Waldeinsamkeit“ und Wentscher's „Gewitter auf der Nisee“ zu nennen, beides tüchtige Arbeiten, die aber doch nicht so auffallen, wie eine Stadtsicht von Keller-Neutlingen. Man sieht die Stadt von einem Hügel aus zu jener Tageszeit, da die Farben im letzten Licht sich in einander auflösen. Einzelne erleuchtete Fenster schauen wie Augen heraus. — Die Bildhauer sind recht mittelmäßig vertreten. Nur der Bronzekopf „Vergangene Tage“ von Janensch zeigt bei sonstiger konventioneller Ausführung Streben nach seelischer Erfassung. Professor Manzel dagegen konnte den Ruhm nicht anders darstellen, als durch Embleme, die er einer weiblichen Figur in die Hand gab.

**Medizinisches.**

k. Ueber den gesundheitlichen Werth des Schwitzens hat Dr. Ziegelroth in der letzten Sitzung des Vereins für innere Medizin Mittheilungen gemacht, die zweifellos von großem allgemeinen Interesse sind. Die Kenntniß, daß Schwitzen prophylaktischen Werth hat, daß man durch dasselbe unter Umständen Krankheiten vorbeugen kann, ist seit altersher bekannt, thatsächlich hat auch die Schwitzkur von jeher in der Behandlung von Krankheiten eine bedeutende Rolle gespielt. Aber erst in neuerer Zeit, mit der Entwicklung der chemischen Analyse und der Bakteriologie ist es der Wissenschaft gelungen, eine Begründung der seit langem bekannten Thatsache zu geben. Wir wissen heute, daß durch den Schweiß und den Harn eine Menge dem Körper schädliche Stoffe ausgeschieden werden, im Schweiß neben den verschiedenen Säuren, die sich im Körper angehäuft haben, auch pathogene Mikro-Organismen, d. h. jene kleinsten Lebewesen, welche die Erreger der verschiedenen Krankheiten sind. Auf dieser Thatsache beruht die Wirksamkeit der Schwitzbäder. Dieselben steigern die Thätigkeit der Haut, die Schweißabsonderung, und mit den größeren Quantitäten Schweiß, die abgehen, entfernt der Körper aus seinem Haushalte eine große Menge krankheits-erregende Keime. Dr. Ziegelroth hat die Keime im Badewasser vor und nach dem Bade bestimmt. Während in dem Wasser eines gewöhnlichen Reinigungsbades nach dem Bade sich 40 Millionen Keime fanden, enthielt das Schwitzbad nach dem Gebrauche 144 Millionen Keime. Dies ist ein schlagender Beweis für die große prophylaktische Bedeutung der Schwitzbäder. Wichtig ist aber als diese Wirkung ist die Steigerung der zellularen Thätigkeit des Körpers durch das Bad, welche der beste Schutz gegen alle Einwirkung von Krankheitserregern ist. Eine 20—30 Minuten lange Einwirkung des Schwitzbades kann durch Steigerung der Zellthätigkeit eine Steigerung der Temperatur um 2—4 Grade zur Folge haben. Neuerdings beginnt übrigens die Anwendung von hohen Sitzegraden sich,

wie es scheint, mit glücklichem Erfolge in die Therapie einzuführen. Die Bakteriologie hat uns gelehrt, daß einige Krankheitserreger, so z. B. derjenige des Lupus und der Gonorrhoe sich schon Wärme-graden gegenüber, welche sich nur wenige Grade über die Körpertemperatur erheben, sehr hinfällig erweisen. Man versucht daher neuerdings durch heiße Wasserdämpfe, heiße Einspritzungen u. a. den genannten Krankheiten zu Leibe zu rücken. Zwei Sachen betont Dr. Ziegelroth als besonders beachtenswerth für den Gebrauch von Schwitzbädern. Dieselben dürfen nie länger als 15—30 Minuten dauern; und es ist wichtig, die ausgeschwitzte Flüssigkeit durch reichliches Trinken sofort zu ersetzen. —

**Aus dem Thierreiche.**

— Ein gestiefelter Adler (Aquila pennata) ist im Forstrevier Woderode, zwischen Dessau und Bördlich geschossen worden. Diese Adlergattung, die wegen ihres bis zu den Fängen reichenden starken Gefieders den Beinamen „gestiefelt“ führt, kommt meist in Ungarn vor und horstet in den Karpathen. Der Adler, ein junges Thier von zwei Metern Flügelspannung, wurde in der Nähe arbeitender Leute geschossen. —

**Technisches.**

— Der Rhein durchstich kurz vor seiner Mündung in den Bodensee schreitet, wie der „Rorschacher Bote“ meldet, zusehends vorwärts. Die zu beiden Seiten aufgeworfenen, mächtigen Dämme gestalten schon, sich ein Bild vom künftigen neuen Rheinbette zu machen. Die Entfernung von einer Dammkrone zur andern beträgt 260 Meter. Innerhalb der Dämme erstreckt sich zu beiden Seiten das sogenannte Vorland, je 60 Meter breit. Das wirkliche Rheinbette bekommt eine Breite von 120 und eine Tiefe von 2,4 Meter. Die Binnendämme sind an ihrer Krone noch 6 Meter breit und erscheinen hinreichend stark, um auch dem Hochwasser stand zu halten. Für das künftige Rheinbett wird nicht sämmtliches Material ausgebagert, sondern nur das längs der Wuhren. Die Fortschaffung der mittleren Theile des Flußbettes soll die Gewalt des Wassers besorgen. Es werden deshalb in die in der Mitte stehenden Erdschichten Oefnungen gegraben, so daß dann das mit voller Wucht einströmende Rheinwasser sofort die großen Erdstücke mit in den See hinausführen wird. Auf diese Weise hegt man die sichere Erwartung, daß der stehende geliebene Schuttkegel in kürzester Zeit entfernt sein werde, jedenfalls viel schneller, als dies mit den leistungsfähigsten Maschinen bewerkstelligt werden könnte. Der niedrige Wasserstand zur Winterzeit ermöglicht die Beschäftigung zahlreicher Arbeiter, etwa 700 Mann. In anbetracht der bis jetzt geübten Arbeiten glaubt man annehmen zu dürfen, daß der untere Durchstich bis zum Jahreschluß 1899 zu Ende geführt sein werde. —

**Humoristisches.**

— Im Dilettanten-Theater. (Auf der Bühne:)  
„Ha! Mir fällt es wie Schuppen von den Augen! Die hier ist das Opfer deiner Tücke, und du bist die Megäre!“ —  
(Zwischenruf:)  
„Net wahr is! Die is die dicke und die Schwarze die mägere! I hab' ihnen ja die Poppen gemacht!“ —  
— Noch schlimmer. A.: „Unkenntniß vor'm Gesichts nicht vor Strafe. Das habe ich einmal bitter erfahren!“ —  
B.: „Wieso? Kannten Sie denn das Gesichts nicht?“ —  
A.: „I ch schon, aber mein Vertheidiger kannte es nicht!“ —  
— Der feine Ton. Vater, zu seinen Buben: „Heute fahren wir II. Klasse, sind lauter seine Leut' drin. Benehmt's Euch fein, verstanden! Der erste, der sich ordinär benimmt, kriegt a Walschn, daß ihm der Nassel aufschwillt, wie a Luftballon!“ —  
(Lust. Bl.)

**Vermisstes vom Tage.**

— In Weißwasser bei Görlitz ist eine Mutter mit ihren beiden Söhnen, sowie ein anderer Knabe im Dorsteiche ertrunken. Die Frau hatte mehrere mit ihren Knaben auf dem Eise eingebrochene Kinder retten wollen. —  
— Rückkehr der Sachse ngänger. Der Personenverkehr auf dem Kreuzungspunkte Koblitz ist zur Zeit kaum zu bewältigen infolge der Rückkehr der Sachse ngänger in ihre polnische Heimath. Vom Eisenbahnminister wurde bestimmt, daß die Rückkehr bis zum 1. Dezember beendet sein müsse. Infolge der Menge der Sachse ngänger — in Breslau allein wurden in diesem Frühjahr etwa 21 000 Polen gegen 15 000 im Vorjahre gezählt — ist die Frist bis auf den 15. Dezember verschoben worden. Nacht für Nacht verkehren Extrazüge, die nur Sachse ngänger befördern. —  
— In Bühlau verunachte ein Flaschenhändler seine frühere Frau auf dem Tanzboden zu erschießen. Die Kugel prallte am Korsett ab und verletzte die Frau nur unerheblich. Der Mann jagte sich hierauf zwei Kugeln in den Kopf, fiel eine Steintruppe hinauf und zog sich einen Schädelbruch zu, der seinen Tod zur Folge hatte. —  
— In der Kaserne des 53. Infanterie-Regiments zu Köln wurde bei einer Schlägerei ein Soldat von seinem Stubenältesten erschossen. Die anderen auf der Stube liegenden Soldaten schlugen dann den Stubenältesten so, daß er hoffnungslos darniederliegt. —  
— Bei Bern ist der internationale Expresszug entgleist. Ein Waggon stürzte in den Graben. Zwei Reisende wurden schwer, fünf leicht verletzt. —